

Die gegensätzliche Positionierung erforschen

Ideen für eine politisch literate Methodologie

Yalız Akbaba

Anstelle einer Einleitung: Was schlechte Witze über Diversity ausmacht

Ein Kabarettist echauffierte sich unlängst im bundesdeutschen Fernsehen über die allseits verbreitete Rede von »alten weißen Männern«, die früher einfach Männer oder eben Opas geheißen hätten, und darüber, dass man ihn nun einen »heteronormativen Faschisten« nenne. Kokett fügte er hinzu, er sei doch nicht heteronormativ. »Mikroaggression« sei derzeit sein Lieblingsbegriff, denn, so seine Ausführungen (Triggerwarnung: gewaltvolle, u.a. sexistische Sprache, zur Vermeidung den abgesetzten Text überspringen):

»Sowas kann sich nur eine Generation ausdenken, die nie eine Makroaggression erlebt hat. Ich frage mich, was mein Großvater dazu gesagt hätte; wenn einem sechs Jahre lang die Granaten um die Ohren geflogen sind, danach Kriegsgefangener, dann kommt man nach Hause, dort wartet eine Frau, mit der die Gefangenschaft erst richtig anfängt, und dann geht man eines Tages zum Bäcker und sagt wie immer: ›Zehn Brötchen bitte, Fräulein.‹ Aber hinter der Theke steht kein Fräulein, sondern ein ›Bäckerei Fachverkäufer Sternchen in.‹ Und der rastet sofort aus, er ist kein ›Fräulein‹, er verbittet sich diese binäre Einordnung, er gehört zur LGBTQ-Community und er fühlt sich momentan nicht als Frau, sondern als Salatgurke, es ist sowieso schon erschütternd genug, die ganze Zeit Brötchen anfassen zu müssen, die aussehen wie eine klaffende Vulva, und diese Mikroaggression hat ihn nun vollends traumatisiert, er kann jetzt nicht mehr weiter bedienen. Was hätte mein Opa gemacht? Das Sturmgewehr haben ihm ja die Russen abgenommen. Zusammen mit dem rechten Bein. Also er hätte der Salatgurke nicht mal mehr in den Arsch treten können.« (SWR.de, eigenes Transkript)

Was diese Witze zu schlechten Witzen macht, ist die *Verzerrung* der Anliegen emanzipatorischer Bewegungen (vgl. Klenk 2020: 104) und die *Umkehr* von Täter-Opfer-Rollen. Der Sprecher *delegitimiert* die Rede von sozial wirkmächtigen Ungleichheitskategorien wie *race*, *gender* und sexuelle Orientierung und versucht, vormals selbstverständliche Herrschaftsansprüche zu *restabilisieren*. Zur Verzerrung: Hete-

ronormativität bezeichnet in kritischer Distanz die Selbstverständlichkeit, mit der Personen, Lebensentwürfe und Begehren zweigeschlechtlich und heterosexuell gedacht werden (vgl. Warner 1991). Queer- und Genderstudies analysieren heteronormative Narrative und Ordnungen der Gesellschaft als solche, die trans*, intergeschlechtliche und abinäre Personen zu marginalisierten und fragilen Subjektpositionen machen und ihre Lebensweisen und Begehren deprivilegieren. In der Folge sind die Anliegen der emanzipatorischen Bewegungen der LGBTQI das »Recht auf sexuelle und geschlechtliche Selbstbestimmung« und die »Freiheit von Gewalt« sowie von »subtilen, auch diskursiven Gewaltmechanismen« (Holland-Cunz, zit.n. Klenk 2020: 105). Der Kabarettist hingegen verzerrt die Problembeschreibungen und beschuldigt imaginierte Vertreter*innen der Disziplinen, Menschen wegen ihrer für sie normalen Sprech- und Denkweisen als Verbrecher (»Faschisten«) zu verurteilen. Damit bläst er ins Horn der medialen Stars unter den Gegner*innen der Gender- und Queerstudies, die die Theorien und Forschungen verkürzen und ihnen als ihr Programm unterstellen, »jeder Mensch könne hier und jetzt sein, wonach ihm gerade zumute ist« (Schwarzer 2017). Von allen denkbaren Quellen hat der Kabarettist ausgerechnet Alice Schwarzer gelesen, nur so kann er auf die Idee kommen, jemand wolle ein Recht auf die Subjektposition als Gemüse (»Salatgurke«) geltend machen.

Emanzipatorische Identitätspolitik versteht sich als »Ausdruck eines rebellischen Universalismus, der – z.B. in der Frauenbewegung, durch queere Interventionen oder antirassistische Kämpfe – aufzeigt, wie das ›Normale‹, das ›Allgemeine‹ und ›Menschliche‹ partikular weiß, männlich, gesund und heterosexuell bestimmt war und ist« (van Dyk 2019: 27). Diese Jahrhunderte lang die Gesellschaft strukturierenden Deutungshoheiten dethematisiert der Sprecher und restabilisiert die diskursiven Gewaltmechanismen, mit denen Herrschaftsansprüche auf eine Gesellschaft einhergehen, die sich als heterosexuell und zweigeschlechtlich zu verstehen hat, in der Männer* noch ›Männer‹ sind und Frauen* noch ›Frauen‹.

Um die alte Ordnung beizubehalten oder wiederherzustellen, scheint auch Gewalt legitimes Mittel zu sein: Seinen Opa, einst im Besitz eines Nazi-Sturmgewehrs, imaginiert der Sprecher in der Bäckerei, wo es nur zu verständlich wäre, würde Opa der Kragen platzen vor lauter postmaterialistischer politischer Korrektheit, die ihm von der Theke entgegenschlägt, und er den Verkäufer in der Konsequenz erschießen oder zumindest treten wollen würde; wenn es ihm nicht wegen materialistischer – also ›wahrer‹ – Probleme verwehrt bliebe (er hat im Krieg ein Bein verloren). Die imaginierte körperliche Gewalt inszeniert der Kabarettist als legitime Notwehr gegenüber dem ›Genderwahn‹ (vgl. Hark/Villa 2015: 18). Zu deuten ist das als ein Vorwurf an Identitätspolitik, nämlich dass diese mit ihrem überschießenden Kosmopolitismus und Moralismus maßlos sei und so etwa Heteronormativität zu einem Verbrechen stilisiere, dabei aber wahres Leid nicht (er-)kenne und mit fehlenden Gendersternchen verwechsle.

Die Empörung gegen Identitätspolitik sei daher nur zu verständlich (vgl. kritisch van Dyk 2019) und biete in der Folge legitime Gründe, auch gewaltvoll gegen sie vorzugehen. Auch mit rechter Gewalt: Es ist ein Nazi-Sturmgewehr, mit dem sich Opa in der Bäckerei hätte wehren wollen, und es ist eine rechte Ideologie, die aus dem einseitigen Blick auf den Zweiten Weltkrieg spricht, in dem sechs Jahre lang Granaten auf Opa fallen und *dieser* das geschundene Opfer des Krieges ist. Die Unterdrückungsverhältnisse, Täter und Opfer, verdreht der Sprecher. Denn (rechte) Gewalt *folgt* nicht aus emanzipatorischen Bewegungen. Es war außerdem Opa, der geschossen hat, und das lange bevor es Gendersternchen gab.

Wie können wir über (zu uns) gegensätzlich Positionierte politisch literat forschen?

Der eine oder die andere Kabarett-Liebhaber*in wird jetzt einwenden, dass diese Analyse von politischer Korrektheit getrieben ist, um deren Gegengewicht es dem Kabarett genau ging. Eine »feminist killjoy« (Ahmed 2010) verdirbt hier anderen den Spaß an legitim provokanter Satire. Unter dem Deckmantel einer kritischen Gesellschaftsanalyse kehrt sie ihre eigene Selbstgerechtigkeit hervor, wo in Wahrheit *die Satire* kritische Gesellschaftsanalyse betreibt und die Selbstgerechtigkeit der anderen vorführt. Eine Entscheidung darüber, wer nun wessen Selbstgerechtigkeit vorführt, wäre aus Sicht von »politischer Korrektheit« möglich, denn sie suggeriert die klare Unterscheidbarkeit zwischen korrektem und inkorrektem Handeln und Sprechen, als gäbe es ein politisches *Rechtsprech*-Programm, durch das das Gesagte nur durchlaufen müsse. Politischer Korrektheit kann zugutegehalten werden, dass sie das Perpetuieren rassistischer oder sexistischer Sprache zu verhindern und Verletzungen nicht zu wiederholen hilft, etwa indem sie bestimmte Sprechweisen als illegitim kennzeichnet (oder Triggerwarnungen setzt). Aber letztlich ist »PC« ein positivistischer Zugang zur Welt und von einer Unschuldsehnlichkeit geprägt. (Un-)Schuld wiederum scheint kein hilfreiches sozialwissenschaftliches Gütekriterium für die Analyse von Positionen, auf deren Gegenseite sich die Forscherin offensichtlich wähnt.

Meinen Beitrag leitet die Frage, wie das Reden über und Erforschen von antipluralistischen Positionen in erziehungswissenschaftlichen Feldern aus einer Perspektive möglich ist, die sich zu diskriminierungskritischen Ansätzen als normativ gegensätzlich erachtet. Wie können wir über Beobachtungen sprechen, wenn der Anspruch ist, nicht der gleichen Rechthaberei zu verfallen, die für antipluralistische Diskurse als charakteristisch gilt? Ich entfalte im Folgenden einen methodologischen Vorschlag, mit dem die kritische Analyse von »Kritik«, die an Diskriminierungskritik geübt wird, nicht auf die Unschuldsgarantie der Analysierenden angewiesen ist.

Mein Vorschlag sieht die Involvierung der forschenden Person vor. Dazu führe ich ein selbst verfasstes Protokoll über eine Begegnung mit antipluralistischen Aussagen in einem Pädagogikseminar an. Es stammt aus dem Forschungsprojekt »Heterogenität im Kreuzfeuer – vielfältige Herausforderungen für diversitätssensible Lehre«. Im Projekt geht es um Herausforderungen, die Lehrende in Lehr-Lern-Situationen zu Diversitätsthemen erfahren und wie sie mit diesen umgehen. Zum Datenkorpus gehören Protokolle aus Teilnehmender Beobachtung in (außer-)universitären Lehr-Lern-Situationen, Interviews mit Lehrenden, eine Gruppendiskussion mit Lehrenden und Studierenden und autoethnographische Protokolle aus eigenen Lehrsituationen. Aus letzterem stammt der folgende Auszug.

Gegensätzliche Positionierungen als Herausforderung

Das Folgende habe ich nach einer für mich anstrengenden Erfahrung nach einem Seminar aufgeschrieben:

»Ich leite als Dozentin Pädagogikseminare für Studierende aus dem Lehramt. Die folgende Beschreibung geht auf eine Erfahrung aus einer Sitzung zurück, an deren Anschluss ein Student auf mich zukam und mich freundlich fragte, ob ich noch einen Moment Zeit hätte für ein Gespräch. Er leitete ein mit: »Ich wollte nur noch mal generell sagen also, wie toll ich das finde, wie Sie das machen.« Er gestikuliert mit seinen Händen und Armen etwas defensiv. Mir schwant eine Sandwich-Technik, erst etwas Gutes sagen, möglichst pauschal, und dann zur Kritik kommen, die eigentlich im Zentrum der Rückmeldung steht. Meine Wahrnehmung täuscht nicht, er sagt, ihm sei nur aufgefallen, ich würde Studierende, »die nicht meine Ideologie vertreten würden, anders behandeln«. Ich frage ihn, was er meine und worauf er das zurückführe. Er druckst rum, sagt nicht so recht, auf welche Situation im Seminar er sich bezieht, die mir direkt in den Sinn kommt, denn tatsächlich habe ich in der Sitzung einem Studenten gesagt, er hätte sich für die nächsten zehn Minuten disqualifiziert, weitere Wortbeiträge würde ich ihn bitten zurückzuhalten.

Man mag jetzt – zu Recht – wissen wollen, was mich dazu veranlasst, von einem Studierenden eine solche Zurückhaltung zu fordern.

In der Sitzung ging es um Schule und Sozialisation und mein Input-Material waren Auszüge aus Schulgesetzen, die den Auftrag von Schule formulieren [...]. Das bayrische Gesetz enthält den Passus, dass Schulen insbesondere die Aufgabe haben, »auf Arbeitswelt und Beruf vorzubereiten, in der Berufswahl zu unterstützen und dabei insbesondere Mädchen und Frauen zu ermutigen, ihr Berufsspektrum zu erweitern« (Bayerische Staatskanzlei, 2000, Art. 2, § 1). Ich blende diese Folie ein, weil ich zeigen will, welche Themen es in das Gesetz

geschafft haben, und diskutieren will, in welchem gesellschaftlichen Zusammenhang dies wohl stehen wird.

Es meldet sich ein Student, der sich in der Sitzung zum wiederholten Mal mit Redebeiträgen beteiligt, er sitzt in der hinteren linken Ecke, ohne einen Tisch vor sich, obwohl es noch freie Tische im Raum gäbe; seine Position in der hintersten Ecke tut allerdings dem Raum, den er sich nimmt, keinen Abbruch. Es meldet sich also ein Student, der nun in einem etwas empörten Ton äußert, er müsse jetzt aber mal sagen, dass er das schon ein Ding fände, bei der Bundeswehr sei es ja so, dass die Frauen sich da aussuchen wollten, welche Aufgaben sie übernehmen, und kämpfen wollten sie zum Beispiel ja gar nicht. Es irritiert mich, wie das Thema auf die Bundeswehr gelenkt werden konnte, und ich versuche zu verstehen, welches Argument hinter dem gebrachten Beispiel stehen könnte, vielleicht dass die Frau Gleichberechtigung fordert, sich dann aber selbst vor ihr drückt. Soll sie erst mal kämpfen, dann gibt's auch die Jobs in der Führungsetage. Ich weiß nicht, ob ich dem Studenten gerecht werde, ich entscheide mich letztlich, das Gespräch von der Bundeswehr wegzusteuern, um nicht zu riskieren, dass die folgenden Wortbeiträge unser Gespräch weiter diffundieren.

Auf der nächsten Folie macht Bayern weitere gendersensible Vorschläge, ich blende sie im Seminar ein: ›Schulen haben insbesondere die Aufgabe, die Schülerinnen und Schüler zur gleichberechtigten Wahrnehmung ihrer Rechte und Pflichten in Familie, Staat und Gesellschaft zu befähigen, insbesondere Buben und junge Männer zu ermutigen, ihre künftige Vaterrolle verantwortlich anzunehmen sowie Familien- und Hausarbeit partnerschaftlich zu teilen‹ (Bayerische Staatskanzlei, 2000, Art. 2, § 1).

Es ist wieder der Student aus der hinteren linken Ecke, der sich nun wie im Affekt meldet. Ich erteile ihm das Wort, es ist, als würde ich nicht in Verdacht geraten wollen, ihn zu vernachlässigen, stattdessen bevorzuge ich ihn, glaube ich, gerade. Er sagt in einem provozierend sarkastischen Ton: ›Und als Nächstes wollen Sie wohl sagen, dass Männer stillen können, oder was?‹

An diesem Punkt entscheide ich – wie im Affekt – kühl und besonders klar, dass ich seine Bemerkungen als sarkastisch und destruktiv empfinden würde und diese im Seminar nicht angebracht wären, er hätte sich für die nächsten zehn Minuten für das Seminargespräch disqualifiziert. Ich gebe ihm den Auftrag, Gender Mainstreaming als gesellschaftliche Querschnittsaufgabe zu recherchieren.« (Protokoll Y.A.)

Die antigenderistischen Aussagen im Seminar weisen Parallelen zu den Aussagen des Kabarettisten auf. Dass die Studenten wie auch der Kabarettist dennoch beanspruchen, als Kritiker*innen verstanden zu werden, deutet darauf hin, dass sich ›Kritik‹ in der Krise befindet.

Verzerrung und Delegitimierung von herrschaftskritischen Theorien: Worin die Aussagen der zwei Studenten denen des Kabarettisten ähneln

Im Seminar polemisiert ein Student die Idee der Konstruktion von Geschlechtern. Mit seiner Darstellung, Aussagen über geschlechterstereotype Aufteilungen im Berufs- und Familienleben führten als Nächstes zu der Behauptung, dass Männer stillen könnten, verzerrt der Student die Idee von sozialer Gleichheit unabhängig von Geschlechtsidentität, ähnlich wie es der Kabarettist mit seiner Aussage tut, jemand fühle sich so frei in der Entscheidung über Geschlechtsidentität, dass er auch einmal eine »Salatgurke« sein könne.

Nach dem Seminar beschwert sich dann ein zweiter Student bei der Dozentin, dass sie Studierende, die nicht ihre Ideologie vertreten würden, anders behandeln würde. Der Ideologie-Vorwurf dient als argumentative Grundlage dafür, Genderstudies und anverwandte dekonstruktivistische Ansätze als nicht wissenschaftlich zu *delegitimieren*. Der Kabarettist macht diesen Vorwurf ebenfalls, wenn auch implizit, indem er die Positionen der Gender- und Queerstudies als so ungerecht und maßlos darstellt, dass sie als Ideologien (auch gewaltvoll) bekämpft werden dürfen.

In beiden Fällen wird den emanzipatorischen Anliegen der Gender- und Queerstudies mit dem Versuch begegnet, hegemoniale Männlichkeit zu *restabilisieren*: Der Kabarettist entpolitisiert die politische Figur des weißen alten Mannes und inszeniert den Bruch mit politisch korrekten Sprechnormen, denen er und eine ganze Gesellschaft vermeintlich unterworfen seien. Die Studenten beanspruchen für sich in einer männlich codierten Verhaltensweise Redezeit und Raumdominanz.

In beiden Fällen wird der Restabilisierungsversuch männlicher Hegemonie *maskulinistisch* gebrochen: Der Kabarettist inszeniert sich als unschuldigen Menschen, der als »Faschist« beschimpft wird; der Student, der die Ideologie der Dozentin moniert, bringt im fortlaufenden Gespräch noch ein Beispiel aus seiner Zeit als Kellner, in der er deutlich weniger als seine Kolleginnen verdient hätte, was er auf den fehlenden Eisprung bei Männern zurückführt. Er sei als Mann benachteiligt, und nicht, wie die Theorie zu lehren versuche, gesellschaftlich gegenüber der Frau bevorzugt. Die Studenten wie auch der Kabarettist vertauschen die von struktureller Ungleichheit negativ und positiv Betroffenen.

Indes sind die verzerrte Darstellung und Delegitimierung von Gender und Queer Theory sowie Versuche, weiß-männlich-heteronormative Herrschaftsordnungen über die Vertauschung von Täter-Opfer-Rollen (wieder-)herzustellen, Merkmale des Anti-Genderism (vgl. Siri 2015). Dieser ist Teil von antipluralistischen Strömungen, die sich gegen die Fundamente moderner Wissenschaft richten, und das in einem rechthaberischen Realismus, diffamierend und oft aggressiv. Charakteristisch für diese Strömungen ist eine autoritäre Struktur (vgl. Nachtwey 2017), sie sind ressentimentgeladen und verkörpern eine potentiell

faschistische Haltung, die im Modus anti-aufklärerischer Betrachtungen von gesellschaftlichen Verhältnissen ›Kritik‹ beansprucht, so wie es der Kabarettist und auch der Kellner-Student tun.

Tatsächlich verknüpft der Kabarettist in seinem provokanten ›Spiel‹ mit Referenzen auf nationalsozialistischen Faschismus antifeministische und antigenderistische Sprechweisen mit rechten Narrativen und ruft damit rechtspopulistische Diskurse auf (vgl. Rahner 2019). Seine Show bestückt er mit Andeutungen von Gewaltandrohung und -legitimation im faschistoiden Duktus. Auch die Äußerungen im Seminar bemühen affektgeladen und ohne notwendigen Bezug die affirmative Rede über Krieg (der Kabarettist zu Granaten und Schießgewehr, der Student zu Bundeswehr und Kampf). Ein weiteres Merkmal antipluralistischer Strömungen ist die obsessive Beschäftigung mit Sexualität. So findet sich im Seminar- und im Kabarettbeispiel die stark dekontextualisierte männliche, sexualisierte Thematisierung des weiblichen Körpers (die »Vulva« in der Bäckersvitrine, das »Brust-Stillen« und der »Eisprung« in einem Lehramtsseminar).

Die Sache scheint geklärt. Die Studenten so wie auch der Kabarettist sind jenseits von politischer Inkorrektheit, die den Sprechern als Inszenierung eines heroischen Bruchs mit dem als aufgezwungen dargestellten Mainstream dient, auch politisch illiterat. Ein Unterschied zu politischer Korrektheit scheint zu sein, dass es politischer Literalität nicht um Eindeutigkeiten geht, was sich in welchem historischen Moment zu sagen ziemt und was nicht. Eine Verwendungsweise von politischer Korrektheit ist das Vermeiden von Fettnäpfchen, weshalb man sich lieber diffus oder gar nicht äußert, was im Gegenzug die Heroisierung von Tabubrüchen ermöglicht. Politische *Literalität* dagegen deutet an, dass Unbeholfenheit und fehlende Lese- und Sprechfähigkeit zu politisch relevanten Themen durch eine politische Alphabetisierung ersetzt werden. Das zu entziffernde Alphabet könnte der historische Schriftzug jener Diskurse sein, in die das Gesagte, Getane und deren Deutungen durch Intertextualität unweigerlich verstrickt sind.

Die Wirklichkeitsauslegungen der Studenten orientieren sich an individuell empfundenen Ungerechtigkeiten, nicht aber am Schriftzug historischer und aktueller, struktureller sozialer Ungleichheiten. Die Polemik des Studenten und die Witze des Kabarettisten sind politisch illiterat, denn sie enthalten politische Artikulationen, die jeder Informiertheit über historische, ökonomische, rechtliche, politische und soziale Hintergründe und über die damit einhergehende Gewalt und Ungleichheit entbehren, die aber in der Lehre – und auch in der Show, sofern auch Satire zusammen mit Bildung das Ziel von Emanzipation teilt – zum Gegenstand gemacht werden müssten. Trotzdem beanspruchen der Student und auch der Kabarettist, die eigentlichen Kritiker zu sein. Wie das? Wessen Kritik ist denn nun die kritische?

Kritik in der Krise?

Oben habe ich den Ideologievorwurf des Studenten als Aussage gedeutet, mit der die Wissenschaftlichkeit der Seminarinhalte delegitimiert werden soll. Zu deuten ist seine Aussage aber auch so, dass er neben der Ideologie der Dozentin noch weitere Ideologien im Raum vertreten sieht. Der Student fordert also eine Gleichbehandlung für diejenigen Studierenden ein, die eine andere als *meine* Ideologie vertreten. Während sich die Dozentin auf der Seite der Kritiker*innen gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse wähnt, beansprucht also der Student auch eine Position des Kritikers. Er beansprucht das Recht auf Kritik an der Kritik. Das heißt, während ich meine akademischen Projekte als *kritisch* gegenüber patriarchalen und kolonialistischen Strukturen verstehe, sieht er eine ideologische Haltung dahinter, die konsequenterweise der gleichen kritischen Überprüfung bedarf. Aus meiner Sicht gesprochen, wird so Ideologiekritik mit Ideologie gleichgesetzt. Diese Gleichsetzung ist problematisch, wenn wir mit Judith Butler (2001) unter Kritik verstehen, dass das Bewertungssystem selbst zur Diskussion steht, und nicht, dass wir selbst Umstände als gut oder schlecht bewerten. Wenn Kritik mit Meinung gleichgesetzt wird, bekommt die Unterstellung der Ideologie etwas Hinterhältiges, weil Affirmation den gleichen Stellenwert bekommt wie Re- und Dekonstruktion. Jede Facette von Epistemologie wird bis auf positivistische Zugänge ignoriert. Diskurstheoretisch betrachtet ist dann der Ideologievorwurf ein machtvoll Instrument zur Aufrechterhaltung einer symbolischen Ordnung, ein Schutzschild gegen Kritik. *Die antipluralistische Gegenpositionierung im Seminar und in der Kabarettshow fordern ein epistemologisches Patt ein, während diskriminierungskritische Inhalte gerade auf die (hierarchisierende) Unterscheidung zwischen Kritik und Meinung angewiesen sind.*

Aus poststrukturalistischer Sicht bedeutet Kritik, Machtverhältnisse einer »permanenten Dekonstruktion« zu unterziehen. Damit sollen Schließungen »von eigentlich kontingenten und historisch variierbaren Sinnzusammenhängen (und) scheinbar alternativlosen kulturellen Ordnungen« (Moebius 2013: 426) sichtbar werden. Dabei ist die Antwort auf die Frage, welche Kritik kritisch ist, auf Positionierung angewiesen, von der aus Schließungen überhaupt gesehen werden. Eine heteronormative Ordnung und genderstereotyp verteilte gesellschaftliche Positionen erwirken Schließungen für diejenigen, die in dieser Ordnung mit marginalisierten Subjektpositionen versehen werden. Antigenderistische Diskurse, die diese Herrschaftskritik zu delegitimieren versuchen, fordern deren Schließung. Aus Sicht des Studenten, der sich bei der Dozentin beschwert, ist es jedoch die erteilte Redepause, die eine Schließung von Positionen gekostet hat.

Kritik ist selbst auf Schließungen angewiesen, weil sie nicht (immer) ohne normative Positionierung auskommt. Auch wenn sie Schließungen sichtbar machen will, steht sie mit ihrer Normativität immer in Gefahr, zu belehren und damit Widerspruch auszuschließen. Diesem Dilemma der Normativität können For-

scher*innen sich offensiv stellen, indem sie die eigene, auch versteckte Normativität im Forschungsprozess dekonstruieren. So nehme ich im folgenden Abschnitt María do Mar Castro Varela wörtlich, wenn sie unter kritischem Denken die Reflexion des eigenen Tuns versteht (vgl. Castro Varela 2015: 666). In welcher Weise kommt die sprechende Person selbst im obigen Protokoll in ihrer Erzählung vor? Die eigenen herrschaftlichen Verstrickungen in dieser Form offenzulegen, bedeutet auch, sich selbst vulnerabel zu machen.

Analyse der eigenen Rolle bei der Erforschung gegensätzlicher Positionen

Wenn die Position der Kritik die Reflexion des eigenen Tuns bedingt, soll im Folgenden die Rolle der Autorin im Protokoll analysiert werden. Es zeigt sich, dass auch sie zu ähnlichen Stilmitteln greift wie der Kabarettist oben. Widersprüche im Protokoll verweisen dann auf eine zentrale Herausforderung für Lehrende und Forschende, wenn sie Positionierungen untersuchen, die den eigenen Ansätzen normativ entgegenstehen.

Machtansprüche: Worin Dozentin und Kabarettist sich ähneln

Im Anschluss an die Sitzung, in der die Dozentin gesellschaftlich relevante Ungleichheitsdimensionen thematisiert hat, kritisiert ein Student die Dozentin, dass sie die Studierenden ungleich behandle. Der Vorwurf muss sie irritieren, machte sie ja in der Sitzung selbst Fragen der Zugangsgleichheit gegenständlich. Der Vorwurf irritiert sie so sehr, dass er zum Anlass einer Niederschrift der Erfahrungen wird. Die antipluralistischen Logiken fordern das Seminar heraus, das zur Arena für umkämpfte Aushandlungen von Wahrheiten wird. In dieser Aushandlung wird auch der Status der Dozentin zu einer machtvollen Position, die im Protokoll rekonstruiert werden kann.

Zum einen, ganz simpel, ist es die Dozentin, die das Rederecht vergibt, und die Scheine. Der im Seminar angesprochene Student fügt sich seiner auferlegten Redepause. Zum anderen hat die Dozentin eine machtvollere Position, was die Konstruktion von Wissen über die Situation angeht. Es ist ja die Dozentin, die uns das Protokoll als in eigenen Worten geschilderte Erfahrung übermittelt. Weil sie im Fall selbst eine zentrale Rolle spielt, ist die Erhebung zum Fall im doppelten Wortsinn zu verstehen: Damit ist erstens die Datenerhebung gemeint, also die Dokumentation eines Einzelfalls für die Analyse generalisierbarer Strukturen. Und damit ist zweitens etwas buchstäblicher gemeint, dass die Fallkonstruktion dazu dient, sich über das Geschehene zu *erheben*. Die Erhebung zum empirischen Datum symbolisiert den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Damit verstärkt sich die Statusdiffe-

renz zwischen den Studenten, ihren Erfahrungen und subjektiven Theorien (z.B. zum Thema Männerbenachteiligung), und der Dozentin als Wissenschaftlerin. Die Deutung der Situation wird ohne die Studierenden weiterverhandelt, zunächst in der Beschreibung der Situation im Protokoll, dann in der Analyse am Schreibtisch und schließlich auf nachfolgenden Tagungen und in Beiträgen. Die Dozentin beansprucht Deutungshoheit im Seminar und über die Erfahrung, ähnlich wie es der Kabarettist tut, der seinen Opa und dessen Kriegsleiden zum Maßstab macht, was ihm Deutungshoheit über die als fehlerhaft verurteilten Gender- und Queerstudies verschaffen soll.

Beide Sprecherpositionen lassen sich auch hinsichtlich ihrer Sprache als machtvoll rekonstruieren. Seine Show inszeniert der Kabarettist in einer Sprachmächtigkeit, mit der er die Einverleibung der Fachbegriffe der Genderstudies vorführt (Gendersternchen, »LGBTQ-Community«, »binäre Einordnung«, »Mikroaggression«). Die Dozentin inszeniert ihr Handeln ebenfalls in einem als sprachmächtig rekonstruierbaren Protokoll, durch das (insbesondere die hier nicht aufgeführten folgenden Passagen) alleine schon das Handeln der beiden Studenten disqualifiziert scheint. Im Protokoll will sich die Dozentin als eine selbstbeherrschte und resolute Dozentin verstanden wissen, die die Bedingungen stellt und bestimmt, wer im Raum sprechen darf und wer nicht.

Widersprüche im Protokoll: Zwischen Machtanspruch und Habachtstellung

Diese Macht erscheint im Protokoll zugleich brüchig. In der autoethnographischen Erzählung bleiben die Haltungen der Verfasserin unausgesprochen, ein seltsamer Umstand, bedenkt man, dass die gewählte Erzählform gerade eine Form der Datenerhebung ist, die die Forscherin als Subjekt mit Gedanken und Gefühlen ins Geschehen holt. Die Verfasserin gibt diese aber nicht preis. Es ist, als würde sie keinen Verdacht auf eine politische Positioniertheit wecken wollen, gleichwohl ihre Lehrinhalte und ihre Deutung der studentischen Beiträge von normativen Haltungen durchzogen sind. Die verdichteten Deutungen des Protokolls zeichnen das Bild einer Forscherin, die sich als Professionelle darstellen will. Offensichtlich ein Umstand, der sich für sie nicht mit der Offenlegung normativer Positionierungen vereinbaren lässt.

Das resolut dargestellte Handeln wird an widersprüchlichen Stellen im Protokoll brüchig, etwa, wenn sie »im Affekt« handelt und dabei »besonders kühl und klar« sei, was sich gegenseitig ausschließt. Das Bild einer professionell und resolut handelnden Dozentin soll sprachlich aufrechterhalten werden. Dabei verweisen die Widersprüche auf verunsichernde und unbehagliche Gefühle, denen aber im Protokoll kein Platz gewährt wird. An einer Stelle offenbart die Dozentin Unsicherheit darüber, ob sie dem Studenten mit ihrem Verständnis von dem, was er sagt, gerecht wird, löst diese dann aber gleich mit der Entscheidung auf, das

Gespräch anders zu steuern. Es scheint dabei weniger um die Auseinandersetzung mit der Unsicherheit zu gehen, als darum, keinen Fehler machen zu wollen. Letztlich überspielt die Dozentin Unsicherheit und widersprüchliche Gefühle mit Entscheidungsmacht und Verfügungsgewalt über die Situation qua ihrer Rolle als Dozentin.

Die Ambivalenz zwischen Versteckthalten der eigenen Person und Positioniertheit auf der einen Seite und dem Anspruch auf Autorität und Deutung auf der anderen Seite weisen auf die Positionierungssuche einer Dozentin im Umgang mit normativ entgegengesetzten Positionen im Seminar hin. Der Umgang mit – in ihren Ansätzen – gegensätzlichen Positionierungen im Seminar wird zur komplexen und widersprüchlichen Anforderung: Forschende und Lehrende dürfen bei diskriminierungskritischer Lehre nicht zu defensiv sein, weil die Torpedierung der Inhalte zugleich Ideen von Gleichheit, Menschlichkeit, Solidarität und politischer Literalität aufs Spiel setzt. Sie dürfen aber auch nicht zu offensiv sein, weil ihre Position im Raum (gleich der Bühne des Kabarettisten) die Produktion und Legitimation von Wissen privilegiert und auch sie in einen rechthaberischen Realismus verfallen können. Wissensproduzierende müssen der epistemologischen Ungewissheit gewahr sein, die den eigenen Analysen zugrunde liegt, und der epistemischen Gewalt, die auch von Analysen mit bester Absicht ausgehen kann. Der gewählte autoethnographische Zugang zur Erforschung von Herausforderungen in der Lehre erweist sich als prädestiniert, weil er die Reflexion des eigenen Tuns par excellence ermöglicht.

Autoethnographie als methodologischer Vorschlag für politisch literate Forschung über normativ gegensätzliche Positionierungen

Für einen wissenschaftlichen Beitrag scheint es eine verdrehte Reihenfolge, die Methode nach den Analysen darzustellen. Die Methode kommt in diesem Beitrag aber folgerichtig jetzt, weil sie nicht (primär) als Erläuterung der Datenerhebungs- und -auswertungsweise dient, sondern das Argument des Beitrags bildet, in dem es um einen Vorschlag geht, wie politisch literate Forschung betrieben werden kann, wenn dem normativen Raum entgegengesetzte Positionierungen erfolgen.

Autoethnographie

Autoethnographischen Ansätzen geht es um die systematische Analyse persönlicher Erfahrungen (*auto*), die als kulturell eingebettet (*ethno*) verstanden werden (vgl. Ellis 2004; Ellis et al. 2010; Holman Jones 2005). Während gemeinhin persönliche Distanz und Wertneutralität als Voraussetzung für die Produktion von

überprüfbaren Forschungsergebnissen gelten, setzt die Autoethnographie gezielt auf die Emotionen der Forschenden als Ressource (vgl. Canella/Lincoln 2011). Die Forschungsstrategie stellt kanonische Traditionen, Forschung zu betreiben, in Frage (vgl. Spry 2001) und versteht Forschung als politischen und sozialen Akt (vgl. Adams/Holman Jones 2008).

Autoethnographische Methoden basieren auf Prinzipien der Ethnographie und Autobiographie. Soziale Interaktionen, an denen ich selbst teilgenommen habe, mit meinen eigenen Worten zu beschreiben, erfordert von der Forscherin, sich mit den Daten mit einer spezifischen Reflexion auseinanderzusetzen. Denn das autobiographische Schreiben »presents itself as a realistic and true account of events« (Halse 2006: 97), ist es aber sicher nicht, da die Erzählungen der Autorin ihre Perspektive wiedergeben, »coloured by attitudes, beliefs and values; reconfigured by experience; and fashioned by language« (Halse 2006: 97).

Forschungsmethoden sind prinzipiell selektiv und jede Forschung wird von den persönlichen Erfahrungen der Wissenschaftler*innen, ihren Weltanschauungen und sozialen Zugehörigkeitskategorien beeinflusst (vgl. Ellis et al. 2010). Autoethnographie erweist sich als vorteilhaft, weil Selektionsprozesse den Text strukturieren. Wie in der Ethnographie kann die Forscher*in sie rekonstruieren, transparent machen und reflexiv wenden (vgl. Hammersley/Atkinson 2009).

Autoethnographie hat mit autobiographischen Zugängen (vgl. Halse 2006) gemeinsam, dass sie persönliche Erfahrung und gesellschaftliche Kritik verknüpft. Die Hinwendung zu persönlichen Erfahrungen ist dabei nicht in einem narzisstischen Sinn gemeint, sondern als Ausdruck gesteigerter Reflexivität, um Erkenntnisse zu generieren (vgl. Bourdieu 1995). Methodisch anverwandte Produkte sind Didier Eribons »Rückkehr nach Reims« (2016) und Pierre Bourdieus »Ein soziologischer Selbstversuch« (2002), die auch als Autosozioethnographien (vgl. Spoerhase 2017) bezeichnet werden. Diese Schriften nutzen persönliche Erfahrungen, um zu gesellschaftlicher Kritik zu kommen. Die persönlichen Protokolle beschreiben auf bestimmte Weise erfahrene Wirklichkeit aus einer partikularen Position. Gerade ihre Selektivität macht sie wertvoll, wenn sie zu soziologischen Kategorien und Analysen rückverknüpft werden.

Methodologische Reflexion und das epistemologische Potential der Ungewissheit

Nun zum obigen Protokoll und zum Versuch einer politisch literaten methodologischen Reflexion. Die Dekonstruktion des Textes entfaltet, dass nicht nur die antigenderistischen Äußerungen im Seminar die Situation machtvoll mitbestimmen, sondern das verfasste Protokoll selbst auch auf Machtstrukturen beruht. Das Machtgefälle, das im Protokoll als zu Gunsten der Studenten erfahren wird, kippt nach und nach zu Gunsten der Forscherin, die ihre Erfahrung eigenmächtig ver-

handelt und akademisch legitimierte Wissen über ihre Erfahrung produziert. Womöglich spiegelt sich in der Konstruktion der Geschichte das Ungleichgewicht wider, das vorher zu Ungunsten der Seminarleitung verlief und jetzt auf die andere Seite ausschlägt.

Auffällig am Protokoll ist, dass entgegen der gewählten Form der Datenerhebung die Haltungen und Werte, die die Erfahrungen der Autorin rahmen, im Verborgenen bleiben. Der autoethnographische Text wird zum Schlüssel für die Deonstruktion der Rolle der Forscherin. Im vorliegenden Fall bevorzugt das Ich, unsichtbar zu bleiben. Dabei gäbe es genug Anlässe, die Interessen und Gefühle des Ich zu schildern. Schließlich rahmt sie selbst den Anlass der Erzählung damit, eine für sie anstrengende Erfahrung gemacht zu haben. Ein Interesse der Autorin scheint zu sein, im Seminar bestimmte Lesarten über Diversität und Ungleichheit zu vermitteln. Eine Angst scheint zu sein, dass ihre akademischen Inhalte unter Druck geraten und ihre Rolle im Seminar verunsichert wird. Mit zwei männlichen Gegenspielern aus dem Seminar befindet sie sich in der perfiden Situation, Genderverhältnisse unter verunsichernden Bedingungen von Genderverhältnissen verhandeln zu sollen (ausführlich in Akbaba 2021; Akbaba i.E.).

Die Autorin konstruiert sich selbst als autoritativ und verbirgt auf ambivalente Weise die politischen Haltungen ihres autoritären Selbst. Beides zusammen, der Machtanspruch und das Verdeckthalten der beobachtenden Person, ihrer Interessen und ihrer Gefühle, weist auf eine Herausforderung hin, die im Seminar zu bewältigen ist: Wie ist damit umzugehen, wenn dem normativen Raum, in dem die Dozentin qua Status eine machtvolle Rolle hat, entgegengesetzte Positionierungen erfolgen? Die Inhalte und Ansätze erfordern, gegen ihre Torpedierung Grenzen zu ziehen, gleichzeitig riskiert sie damit permanent den Vorwurf von Zensur und Ideologie.

Dass sie den Ideologievorwurf des Studenten zum Anlass ihrer Verschriftlichung nimmt, lässt sich auf mindestens zwei Weisen deuten: Ihre Rekonstruktion der Geschichte dient dazu, sich in Form einer Mischung zwischen Beichte und Rechtfertigung Absolution für die ungerechte und möglicherweise unprofessionelle Behandlung eines Studenten zu verschaffen. Den Vorwurf des Studenten zum Anlass eines Protokolls zu machen, kann zweitens den Legitimierungszwang der Dozentin verdeutlichen. Das Wort und sein Wert sind nicht ablösbar von der durch einen Status definierten Persönlichkeit, die das Recht hat, es zu artikulieren (vgl. Foucault 1992). Sich im Angesicht von Delegitimierungsversuchen legitimieren zu müssen, erscheint logisch, kann aber je nach Vulnerabilität der Sprecherin von verschärften Bedingungen gerahmt sein. Die Vulnerabilität der Dozentin in den Situationen begründet sich zum einen über die Verhandlung von Genderverhältnissen unter genau deren verschärfenden Bedingungen. Vulnerabilitäten von Dozierenden könnten sich u.a. auch auf *class*, *race* und *ability* gründen. Im vorliegenden Fall scheint der machtvolle Status, den die Lehrende im Raum, auf ihrer

Bühne, zeitweise hat, ihre Vulnerabilitäten kaschieren zu helfen. Der Preis, den sie die Erfahrung(en) kosten, bleibt unausgesprochen. Trotzdem erweist sich der autoethnographische Zugang zu Situationen in der Lehre als prädestiniert, um damit zu beginnen, die herrschaftlichen Verformungen zu rekonstruieren, die die Interaktion mitbestimmen.

Dabei startet Autoethnographie selbstreferentiell, bleibt es aber nicht, weil die Forscherin zum Erhebungsinstrument von Konfrontationen mit sozialen Phänomenen wird. Das soziale Phänomen hier ist, dass antipluralistische Logiken die Inhalte des Seminars zu kapern drohen und die Dozentin mit der Herausforderung konfrontieren, die Inhalte normativ offensiv vertreten zu müssen, dabei aber ihre epistemische Macht zu reflektieren, um nicht genau den »rechthaberischen Realismus« (Steinert 1998) und die autoritäre Struktur zu spiegeln, die in antipluralistischen Logiken rekonstruiert wird. Die Herausforderung wird im Seminarraum einerseits abgemildert, da die Dozentin die Statusmacht besitzt, andererseits verstärkt, da es genau die Statusmacht ist, die leichter zu epistemologischer Fahrlässigkeit führen kann.

Die teilweise regressiven Reaktionen, die im Seminar Inhalte und Zugänge herausfordern, kommen, mit Anne Lavanchy (2013) gesprochen, aus dem Personenkreis, dessen Perspektiven und Deutungen die Forschenden erkenntnistheoretisch, aber auch normativ fundamental widersprechen. Genau diese Opposition sollte in der Forschung nicht verdeckt weiterverhandelt werden und den »rechthaberischen Realismus« der ›Gegenseite‹ duplizieren, sondern produktiv dazu verwendet werden, auch über Gefühle Wissen über Spuren zu Ungewissheiten zu generieren. Weil epistemologische Gewissheiten nicht mit Kritik vereinbar sind, steckt eben in Ungewissheiten kritisches Potential.

Das Feld evoziert Emotionen. Ihre autoethnographische Explikation führt zur Aufdeckung von Strukturproblemen. Im vorliegenden Protokoll wurden Gefühle nicht expliziert, sondern als versteckt rekonstruiert. Die Perspektive der Interpretin noch mehr zur Methode der Erkenntnisgewinnung zu machen, würde erfordern, Gefühle in die Forschung zu integrieren und als Spuren der Eingebundenheit in spezifische Positionierungen zum Feld zu verstehen (vgl. auch Akbaba/Wagner i.E.).

Fazit

Die Wissensproduktion über ungleiche Subjektbedingungen, die sich als kritisch positioniert wähnt, wird vielerorts durch Positionen herausgefordert, die ihrerseits kritisch zu sein beanspruchen. Es sind komplex gelagerte Sprechakte, die die Inhalte und die Wissenszugänge etablierter Theorien herausfordern. Diese Sprechakte können als Diskursfragmente gelesen werden, die anschlussfähig an neo-au-

toritäre Bewegungen sind und überall im öffentlichen Raum reproduziert werden, auch im preisgekrönten Kabarett.

Auch wenn – oder gerade weil – dies in regressiven Modi passiert, müssen Vertreter*innen der Hochschule Wege finden, sich in diesem Gefecht um Kritik zu positionieren. Der Beitrag ging der Frage nach, wie wir über antipluralistische Diskurse forschen können und dabei weder den rechthaberischen Realismus duplizieren, den wir in jenen Diskursen identifizieren, noch der Logik antidemokratischer Bewegungen aufsitzen, wie es Cornelia Koppetsch in »Gesellschaft des Zorns« (2019) vorgehalten werden kann, deren Analysen rechter Logiken mit empathischem Verständnis verschwimmen (vgl. Uhlig 2019).

Fordern populistische Diskurse diskriminierungskritische Lehre heraus, so stellt sich die Frage, wie sich dieser Sachverhalt erforschen lässt, wenn die Forschenden sich in einer normativ konträren Position wännen, die *gerade im Angesicht* antipluralistischer Diskurse auf Deutungshoheiten angewiesen ist. Der vorliegende methodologische Vorschlag ist, den Anspruch an Kritik darüber einzulösen, dass die Rolle der Forscherin Teil der Analyse wird. Das macht die Kritik vielleicht kritischer, und wenn nicht, ermöglicht es die Einübung von epistemischer Reflexion als Teil des Anspruches von Kritik. (Auto-)Ethnographische Daten erweisen sich dabei als prädestiniert, um eigene Positionierungen und In-Verhältnis-Setzungen aus dem Material zu rekonstruieren. Vulnerabilität und Letzt-Ungewissheit werden zu Potentialen für Kritik gewendet.

Zu epistemischer Reflexivität gehört, dass wir uns nicht auf der »richtigen Seite« (vgl. Steinert 1998) kritischer Wissenschaft wännen. Dennoch müssen wir uns der Mechanismen bewusst sein, die es antidemokratischen Perspektiven erlauben, Inhalte und Räume von Diversity-Diskussionen zu kapern. Politische Literalität soll uns vielleicht auch über die Unterscheidung schulen, wann es sich um freiheitlichen Diskurs handelt und wann der Topos der Meinungsfreiheit für das Kapern von Inhalten instrumentalisiert wird. Als demokratischer, kritischer, legitimer und sogar notwendiger Widerstand gegen angeblich aufgezwungene Perspektiven verkleidet, beanspruchen antidemokratische Diskurse auch Zugang zur Hochschule. Wann ist »Widerstand« eine notwendige Überprüfung der Wirklichkeit und damit Kritik, und wann ist er Enteignung der Begriffe der Kritik? Wird diese Entscheidung konkret, dann steht die Universität vor dem Dilemma, als Schauplatz für wissenschaftlich auftretende Sprecher*innen zu dienen, deren Perspektiven Rassismus, Ethnozentrismus und Islamophobie reproduzieren und diskriminierende Diskurse verbreiten – oder bei Ablehnung solcher Dialoge in den Verdacht der Zensur zu geraten.

Es gibt keinen Standpunkt jenseits von normativen Setzungen. Politische Literalität impliziert, dass Erziehung und ihre Wissenschaft nicht verhehlen, politisch zu sein. Die Frage ist dann nicht mehr, darf und soll sich in der Forschung politisch kritisch positioniert werden, sondern: Wie und wieso verstecken sich kritische Po-

sitionen und welche Erkenntnisse fördert ihre Aufdeckung zutage. Forschung hat vielleicht mit Satire das gemeinsame Gütekriterium, sich an der Auseinandersetzung mit den Fragen messen zu lassen, wie die sprechende Person selbst in ihrer Erzählung vorkommt, wer über wen warum lacht oder schreibt.

Wenn der Kabarettist die Zerfallserscheinungen des alten weißen Mannes als Herausforderung für eben diesen inszenieren würde, wären seine Witze möglicherweise politisch literat. Es ist die schrittweise gefühlte Entmannung: Schusswaffe weg, Bein und Krieg verloren, und jetzt schwimmen ihm noch die Deutungshoheiten über Zweigeschlechtlichkeit weg, die ihn nun endgültig die selbstverständliche Vormachtstellung kosten könnten. Das könnte ein Kriterium für gute Witze über Diversity und für politisch literate Forschung sein: im Gewährsein der Verstricktheit der eigenen Positionierung in das, was ich zum Gegenstand meines Witzes oder meiner Forschung mache, souverän sein. Oder die eigene Unfähigkeit zur Souveränität offenlegen.

Literatur

- Adams, Tony E./Holman Jones, Stacy (2008): Autoethnography is Queer, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln/Linda Tuhiwai Smith (Hg.): *Handbook of Critical and Indigenous Methodologies*. Thousand Oaks, 373-390.
- Ahmed, Sara (2010): *Feminist Killjoys (And Other Willful Subjects)*, in: *The Scholar and Feminist Online*. The Barnard Center for Research on Women, http://sfonline.barnard.edu/polyphonic/print_ahmed.htm (abgerufen am 14.12.2020).
- Akbaba, Yalız (2021): Diversity and Its Antigenderist Challenges in Higher Education in Germany, in: Christine Halse/Kerry J. Kennedy (Hg.): *Multiculturalism in Turbulent Times*. London.
- Akbaba, Yalız (i.E.): Lehre über Gender unter Bedingungen von Gender, in: Yalız Akbaba/Tobias Buchner/Alisha M.B. Heinemann/Doris Pokitsch/Nadja Thoma (Hg.): *Lehren und Lernen in Differenzverhältnissen – Herausforderungen diskriminierungskritischer Hochschuldidaktik*. Wiesbaden.
- Akbaba, Yalız/Wagner, Constantin (i.E.): Zur Reproduktion von Rassismus forschen: Über widersprüchliche ethische Ansprüche, Positionierungen und Loyalitäten, in: Julia Franz/Ursula Unterkofler (Hg.): *Erkennen – Abwägen – Entscheiden. Forschungsethik in der Sozialen Arbeit*. Opladen.
- Bayerische Staatskanzlei (Hg.) (2000): Bayerisches Gesetz über das Erziehungs- und Unterrichtswesen (BayEUG) in der Fassung der Bekanntmachung vom 31. Mai 2000 (GVBl. S. 414, 632, BayRS 2230-1-1-K), das zuletzt durch § 3 des Gesetzes vom 12. Juli 2017 (GVBl. S. 362) geändert worden ist, www.gesetze-bayern.de/Content/Document/BayEUG-2 (abgerufen am 13.10.2017).

- Bourdieu, Pierre (1995): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität, in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M., 365-374.
- Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a.M.
- Canella, Gaile S./Lincoln, Yvonna S. (2011): Ethics, Research Regulations and Critical Social Science, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.): The Sage Handbook of Qualitative Research. Los Angeles, 81-89.
- Castro Varela, María do Mar (2015): Migration als Chance für die Pädagogik, in: Pädagogische Rundschau 69, 657-670.
- Ellis, Carolyn (2004): The Ethnographic I. A Methodological Novel about Autoethnography, https://books.google.de/books?hl=de&lr=&id=h-KgTdH8H24C&oi=fnd&pg=PP2&ots=4vJMtESmX7&sig=ZW33_jG7p60J6WDAANE96rKKONY&redir_esc=y#v=onepage&q&f=false (abgerufen am 30.09.2020).
- Ellis, Carolyn/Adams, Tony E./Bochner, Arthur (2010): Autoethnografie, in: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden.
- Eribon, Didier (2016): Rückkehr nach Reims. Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1992): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.
- Hammersley, Martyn/Atkinson, Paul (2009): Ethnography. Principles in Practice. London (3. Auflage, Original 1983).
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld.
- Holman Jones, Stacey (2005): Autoethnography. Making the Personal Political, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.): Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks, 763-792.
- Klenk, Florian Cristobal (2020): Kritik an Queer – Queere Kritik. Über die Abwehr der Gender/Queer Studies und die Reduktion ihrer Komplexität, in: Carsten Büniger/Agnieszka Czejewska (Hg.): Political Correctness und pädagogische Kritik, in: Jahrbuch für Pädagogik. Frankfurt a.M., 101-117.
- Koppetsch, Cornelia (2019): Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter. Bielefeld.
- Lavanchy, Anne (2013): Dissonant Alignments: the Ethics and Politics of Researching State Institutions, in: Current Sociology 61 (5/6), 677-692.
- Moebius, Stephan (2013): Strukturalismus/Poststrukturalismus, in: Georg Kneer/Markus Schroer (Hg.): Handbuch soziologische Theorien. Wiesbaden, 419-444.
- Nachtwey, Oliver (2017): Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Frankfurt a.M.
- Rahner, Judith (2019): Schwerpunkt: Antifeminismus und Rechtspopulismus. Antifeminismus und rechte Narrative im Kontext von Gleichstellungs- und Frauenhausarbeit, <https://www.frauenhauskoordinierung.de/fileadmin/redakteure/>

- Publikationen/Newsletter/2019-11-27_FHK_Fachinformation_2019.pdf (abgerufen am 30.09.2020).
- Schwarzer, Alice (2017): Der Rufmord, <https://www.zeit.de/2017/33/gender-studies-judith-butler-emma-rassismus> (abgerufen am 15.09.2020).
- Siri, Jasmin (2015): Rechter Protest? Zur Paradoxie konservativer Protestbewegungen, in: Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hg.): (Anti-)Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld.
- Spoerhase Carlos (2017): Politik der Form. Autosozio-biografie als Gesellschaftsanalyse, in: Merkur 71 (818), 27-37.
- Spry, Tami (2001): Performing Autoethnography: An Embodied Methodological Praxis, in: Qualitative Inquiry 7 (6), 706-732.
- Steinert, Heinz (1998): Genau hinsehen, geduldig nachdenken und sich nicht dumm machen lassen, in: Heinz Steinert (Hg.): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs (= Studentexte zur Sozialwissenschaft 14). Frankfurt a.M., 67-79.
- SWR.de (2019): Mathias Tretter in der Sendung »Pufpaffs Happy Hour« vom 18.06.2019, Minute 8:10-9:20, <https://www.youtube.com/watch?v=tLXnIIPlv4> (abgerufen am 11.10.2020).
- Uhlig, Tom (2019): Deutschland steht Koppetsch, in: jungle.world, <https://jungle.world/artikel/2019/47/deutschland-steht-koppetsch> (abgerufen am 02.01.2020).
- Van Dyk, Silke (2019): Identitätspolitik gegen ihre Kritik gelesen. Für einen rebellischen Universalismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 9 (11), 25-32.
- Warner, Michael (1991): Introduction: Fear of a Queer Planet, in: Social Text 13 (29), 3-17.